

Motel

diaphanes



Bruce Bégout

Motel

Ort ohne Eigenschaften

Aus dem Französischen von  
Franziska Humphreys

diaphanes

Titel des französischen Originals:

*Lieu commun. Le motel américain*

© Éditions Allia, Paris, 2003

Dieses Werk wurde veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung  
des französischen Kulturministeriums – Centre national du livre  
Ouvrage publié avec l'aide du Ministère français de la Culture –  
Centre national du livre



Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2013

© diaphanes, Zürich-Berlin

[www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-03734-234-3

# Inhalt

Die Rede von den gewöhnlichen Dingen 9

## *Autopsie des Motels*

Randzonen 23

Geschichten 39

Wüsten 61

Schilder 79

Generalmobilmachung 89

Das Ende der Reise 109

Die Kunst des Motels 127

Die neutralisierte Feerie 143

Das Aufkommen des Franchising 159

Das anonyme Sein 179

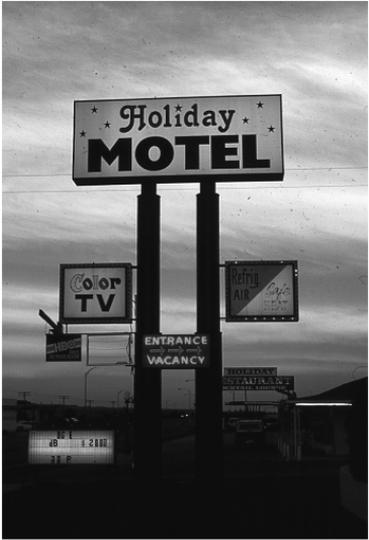
Bezaubernde Entzauberung 201

Erfahrungsberichte 221

Anmerkungen 231



Für Diotima,  
Lehrerin der Liebe



Vorrede

# Die Lehre von den gewöhnlichen Dingen

»Es ist zu spät, um Hebräisch zu lernen;  
die lebendige Sprache von heute gilt es zu verstehen.«

*Henry David Thoreau, Vom Wandern*

»Welches auch seine Erscheinungsweisen sein mögen,  
so hat der Alltag doch einen wesentlichen Zug:  
Er lässt sich nicht fassen. Er entgleitet. Er gehört der Bedeutungslosigkeit an,  
und das Bedeutungslose ist ohne Wahrheit, ohne Realität, ohne Geheimnis,  
aber es ist vielleicht auch der Ort jeder möglichen Bedeutung.«

*Maurice Blanchot, Das unendliche Gespräch*



Jeden Tag aufs Neue zeichnet sich eine Wahrheit ab: Mit unentrinnbarer *Fatalität* beherrscht uns das Alltagsleben. Für gewöhnlich folgen wir seinen ungeschriebenen Regeln und gehorchen seinen unerbittlichen Anordnungen, denn entfliehen können wir ihm ohnedies nur auf die Gefahr hin, uns selbst zu verlieren. Es verfügt über das zwar ganz gewöhnliche, darum aber nicht weniger mächtige Vermögen, uns, koste es, was es wolle, der Realität und ihrem Prinzip zu verpflichten. Der Alltag ist unsere allererste Welt; die Welt, in der wir unsere ersten Erfahrungen zu sammeln hatten und die wir seither unermüdlich durchlaufen und kennenlernen. Kein Mensch kann leben, wenn er nicht alltäglich lebt.

Dennoch bleibt es nicht aus, dass uns diese unanfechtbare Tatsache ab und an bedrückt. Tagaus, tagein *muss man* aufstehen, sich waschen, sich anziehen und dabei bestimmten Kodes folgen, *man muss* sich ernähren und dabei bestimmte Regeln einhalten, *man muss* zur Arbeit gehen, sein Tagewerk vollbringen und anderen Menschen gegenüber treten und dabei immer dem entsprechen, was als sozial konform gilt, und abends *muss man* wieder nach Hause gehen, aufräumen und das Abendessen

vorbereiten. Diese kleinen Zwänge des Augenblicks erscheinen gebieterischer als die zehn biblischen Gebote. In jedem Augenblick fordert uns der kategorische Imperativ des Alltagslebens dazu auf, aus jeder unserer Gesten den reinen Ausdruck dessen zu machen, was immer eine *selbstverständliche Evidenz* war und auch immer eine solche bleiben wird; eine Evidenz, auf der zwar unser stillschweigendes Vertrauen in die Realität beruht, aus der uns aber zugleich, treten wir einen Schritt zurück, das spöttische Gesicht einer stillen Tyrannei entgegenblickt. Diese Unterwerfung, die wir mangels besserer Worte »die Notwendigkeiten des Lebens« nennen, ist umso erdrückender und unausweichlicher, als ihre Überzeugungskraft für uns ein Mysterium bleibt. Nicht den nahenden, grausamen und öffentlichen Tod fürchtet Büchners Danton, sondern jene beständige, weil der alltäglichen Zeit unbekannte Beherrschung:

*»Aber die Zeit verliert uns. Das ist sehr langweilig immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüber zu ziehen und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen wie es anders werden soll.«<sup>1</sup>*

Die ganze Zeit benutzen wir dieselben Gegenstände, gehen dieselben Wege, blicken auf dieselben Schilder und Personen, verwenden dieselben stereotypen Sätze, und dennoch bleiben Gegenstände, Wegstrecken, Personen und Worte dunkel und verborgen hinter ihrer banalen Klarheit. In einer Art vertrauten Vorahnung glauben wir immer schon zu wissen, was sie sind und was sie tun, und diese Eigenschaft unmittelbarer Evidenz

ist sich selbst genug. Ihre Bedeutungslosigkeit ist die perfekte Tarnung. Der Alltag umschreibt somit jene Menge von Tatsachen und Dingen, bei denen sich länger aufzuhalten scheinbar nicht lohnt, weil sie einfach immer schon da waren, und zwar schon lange bevor wir versucht haben, uns ihnen zu nähern. Es stimmt, dass ein alltägliches Ereignis keiner langen Erklärungen bedarf. Es erregt nicht einmal den Schatten eines Zweifels oder einer Frage. *Es ist so*. Bis zu einer eingehenderen Bestätigung wird es als gesichert betrachtet. Im alltäglichen Leben, das all das umfasst, was wiederholt werden kann, ohne jedes Mal Gegenstand einer ungewohnten Veränderung zu werden, weiß man ganz mechanisch, was man zu sagen und zu tun hat. Vor jeder Spekulation hat das Gewöhnliche einen klaren und adäquaten Sinn, und es ist absolut nicht nötig, sich lang und breit darüber auszulassen.

Allerdings entgeht uns der Sinn des Gewöhnlichen zum Teil. Wie ein Spiegel reflektiert er alles, bis auf die Reflexion selbst. Zwar können wir noch so sehr davon überzeugt sein, dass das, was wir im Alltag tun und sagen, von Wert und Interesse ist, doch drängt sich uns dabei die Vermutung auf, dass diese Handlungen und Worte die Transparenz verlieren, die sie im alltäglichen Leben haben, sobald man sie mit etwas Abstand betrachtet. Die Alltäglichkeit begrenzt ein Feld der Gewissheit und des Irrtums, der Versicherung und der Verwirrung, und dies, ohne dass es im tagtäglichen Verhalten und in der Dringlichkeit des Lebens möglich wäre, das, was wir tun wollen, von dem, was wir wirklich tun, zu trennen. Ohne dass es ihm bewusst wäre, lebt der alltägliche Mensch so in der Nicht-Evidenz des Evidenten, in der beruhigenden und trivialen »*pistis*«, dem Grundvertrauen, von dem

Platon im *Staat* im Hinblick auf die Gefangenen in der Höhle spricht. Doch eben weil alles für ihn evident ist, wandelt er diese Evidenz nicht in einen Gegenstand des Denkens um; vielmehr hält er daran mit einem Vertrauen fest, das zuweilen an Blindheit grenzt.

Gleichwohl könnte es sein, dass die verschiedenen Elemente unserer täglichen Umgebung, klopfte man sie mit der Aufmerksamkeit ab, die uns in der vermeintlichen Sicherheit unserer alltäglichen Gesten fehlt, sofort ganz anders aussehen und uns einen Teil des gewohnten Lebens preisgeben würden, der sich sonst hinter seiner Überpräsenz verbirgt. Doch welches Element soll man für die Erkundung des Alltäglichen wählen? In dem Desinteresse für das Gewöhnliche scheint in der Tat alles gleichermaßen belanglos. *Unser nichtiger Alltag*. Das Nächste ist hier zugleich das Entfernteste. Werkzeuge, Maschinen, Waren, Gebäude ebenso wie diejenigen, die sie nutzen, umgibt eine dünne Schicht an Gleichgültigkeit. Böte sich das Motel hierfür an? Was könnte es schließlich Trivialeres geben als dieses saubere und billige Hotel am Straßenrand, in dem wir aus Mangel an Zeit und Geld oft nur eine einzige Nacht verbringen? Könnte es etwas materiell Bescheideneres und symbolisch Armseliges geben als dieses Gebäude, das sich in seiner Funktion erschöpft? Dennoch nimmt das Motel wie jedes gewöhnliche Element der Stadt nur im Hinblick auf die reisende Menschheit Sinn an, die es beherbergt. Jenseits seiner schlichten, kommerziellen Trivialität sagt es vielleicht mehr über uns selbst aus und über das, was uns umgibt, als so manche Abhandlung über Urbanismus und Stadtsoziologie; seine Wahrheit besteht nicht in einer nachträglichen Rekonstruktion verschiedener Elemente unserer Existenz,